Benedikt Vallendar

Kartoffelrosenland

Roman

Exposé

Weit weg vom kriminellen Milieu der Großstadt soll der 19-jährige Mirko Störmann in einer Parkinsonklinik auf der Insel Helgoland Sozialstunden ableisten. Dort lernt er Milena, seine aus Kasachstan stammende Bewährungshelferin kennen, die gerade ihr Sozialpädagogikstudium abgeschlossen hat und in einer Umweltgruppe aktiv ist. Mit Gleichgesinnten kämpft Milena gegen Pläne des Großinvestors Podlowski, die Hauptinsel mit der Düne durch einen künstlichen Damm zu verbinden. Podlowski will dort eine Art „Disney World“ auf hoher See errichten. Bis er eines Morgens erschossen im Hafenbecken liegt und Milena in Verdacht gerät, in seinen Tod verwickelt zu sein. Hals über Kopf fliehen Mirko und Milena von der Insel, in der Hoffnung, durch Mirkos Kontakte in die Schattenwelt, dem wahren Täter auf die Spur zu kommen.

Ein auf wahren Tatsachen beruhendes Jugendmelodram, das ein Licht wirft auf die Befindlichkeiten der Inselbewohner und den Dauerkonflikt zwischen Naturschutz und Profitgier. 2012 scheiterte auf Helgoland nur knapp ein Volksbegehren mit dem Ziel, Hauptinsel und Düne durch einen künstlichen Damm zu verbinden.

Leseprobe

Prolog

Ich weiß, was Architekten Menschen antun können. Denn ich stamme aus Hellersdorf, einem Berliner Bezirk, wo einst Plattenbauten der Arbeiterklasse das Paradies auf Erden versprachen. Und wo Kinder der Arbeiterklasse heute zum Jobcenter pilgern, wie andernorts zum Bäcker, Schuster oder Fleischer. Kurz nachdem ich die Gesamtschule ohne Abschluss verlassen hatte, kam ich in den Knast. Und über die bunten Seemannstattoos meiner Mithäftlinge erstmals mit der Welt der Seefahrt in Berührung; einer Welt, die sich komischerweise kaum vom Mikrokosmos geschlossener Anstalten unterschied. Denn in beiden Welten sind Menschen nichts anderes als Spielbälle von Urgewalten, die sie beschützen, voranbringen oder vernichten können. Und doch war mir die Welt der Meere bald so vertraut wie Müttern das Geschreie ihrer Kinder oder einem Mann die Stimme seiner Geliebten. Bis heute frage ich mich, ob die Geschehnisse, von denen ich hier berichte, Zufall, Fingerzeige oder Trotzreaktionen des Schicksals waren, auf denen ich, ein Asi und Außenseiter aus dem Berliner Osten einen merkwürdigen Weg gehen sollte. Im Knast saß ich öfters, mal Wochen, mal Monate, bekam Bewährung, Sozialstunden und wieder Bewährung. Und doch nahm mein Leben seltsame Wendungen, glich zuweilen einer Achterbahn, ging mal im Looping nach oben und dann wieder steil bergab. Jahre vergingen, bis ich mich, kaum dreißig, im Amt des

Bürgermeisters von Helgoland wiedersah, einer Insel, die berühmt war für einen Schriftsteller, der nicht lange dort gelebt hat, und dessen Bücher es immerhin bis ins Fernsehen geschafft hatten. In wenigen Wochen ziehen wir zurück aufs Festland, wo ich mich als frisch ernannter Staatssekretär im Umweltministerium um den Küstenschutz kümmern soll. „Das Leben ist ein Blatt Papier, das wir selbst beschriften müssen“, hat ein französischer Philosoph mal gesagt. Und mich von jeher darüber nachdenken lassen, wie dieses Blatt wohl aussähe, hätten auf Helgoland all jene den Gang der Geschichte bestimmt, die allein am Geld interessiert waren. Und die Natur nur als Vehikel für irrwitzige Bauprojekte gesehen haben. Erst unsere Söhne, die beide hier geboren wurden, haben uns zu Helgoländern gemacht. Zu menschlichem Strandgut einer Insel, auf der die Kinder der Nachkriegspioniere heute in denkmalgeschützten Edelkaten logieren und jeden Tag neu den Blick über die Weite des Meeres genießen. Trotz unzähliger Umbrüche ist Helgoland geblieben, was es immer war: Eine in Millionen Jahren gewachsene Seelenlandschaft, in der Güte, Großmut und Abgründe ihren Platz hatten. Und um die zu verstehen, wir zurück an den Anfang der Geschichte müssen, nach Berlin, wo ich herstamme; wo Ereignisse ihren Lauf nahmen, die fast das Ende der kleinen Insel bedeutet hätten.

1:

Eineinhalb Jahre auf Bewährung. Dazu Sozialstunden, so urteilte am Ende das Jugendgericht über mich, Mirko Störmann, damals gerade neunzehn Jahre alt geworden und bei vielen nur als „blöder Asi“ verschrien. Doch mit dem Urteil hatte ich echt Schwein gehabt. Denn nach Erwachsenenstrafrecht verurteilt, hätte ich mir die Bewährung abschminken können. Zwar galt ab achtzehn das Erwachsenenstrafrecht, doch wendeten Gerichte oft das mildere Jugendstrafrecht an, solange der Angeklagte noch nicht einundzwanzig war. Ich weiß noch, wie ich volljährig wurde. Denn kurz davor hatten meine Kumpels und ich es richtig krachen lassen. Mit Wodka, Wasserpfeifen und Koks, den einer aus meiner Parallelklasse organisiert hatte. Aber davon weiß bis heute niemand. Auch nicht der Richter, der mich auf Bewährung verknackt hat. Und wäre mir nicht die Sache mit den Kokskügelchen passiert, wäre wohl alles ganz anders gekommen. Was man bedauern, aber vielleicht auch positiv sehen kann, je nach Blickwinkel. „Ich will Sie hier nicht mehr sehen, Freundchen“. Die Stimme des Vorsitzenden nach der Urteilsverkündung klang unmissverständlich. Und hart. Was wohl auch an seiner Robe lag, die ihm die Aura des Erhabenen verlieh. „Noch so eine Nummer, und ich sperr Sie für zwei Jahre ein“. Der Richter meinte es ernst. Was ich auch daran merkte, dass er mich neuerdings nicht mehr duzte, wie früher, als ich zum ersten Mal mit ihm zu tun hatte. Und doch hatte er sich mal

wieder nicht zu einer Haftstrafe für mich durchringen können. Alltag im Jugendstrafrecht. Erziehung ging vor Strafe. Es blieb bei Bewährung, vorerst. Ich solle mich „zusammenreißen“, endlich erwachsen werden. Die Stimme des Richters riss mich aus dem Halbschlaf. Indes ich mir sicher war, nur eine Teilschuld zu haben. Denn wäre das mit den Kokskügelchen wie geplant gelaufen, wäre ich nicht vor Gericht gelandet. Zum Pennen gab es bekanntlich bessere Orte als den Sitzungssaal eines Amtsgerichts. Etwa die Schule. Also das heißt, immer dann, wenn ich mich dort mal blicken ließ. Sei es, weil es draußen zu kalt, die Kumpels nicht greifbar oder daheim zu langweilig war. Eigentlich ging ich ja gerne zur Schule. Gleichwohl es nie einem Lehrer gelungen war, mich für den Unterricht zu begeistern, Hausaufgaben zu machen oder gar morgens pünktlich auf meinem Platz zu sitzen.

Erneut hatte ich vor Gericht gestanden. Wegen der Sache mit den Kokskügelchen und ein paar Afrikanern, die ich vom Bahnhof her kannte. Eine komplizierte Geschichte, so schien es. Doch erst meiner Verteidigerin war es gelungen, die Sache künstlich aufzubauschen, und sie damit kompliziert zu machen. Am Ende standen die anderen als Haupttäter da und bekamen durch die Bank weg dreieinhalb Jahre ohne Bewährung, während ich den Gerichtssaal als freier Mann verließ. Nicht dumm die Frau, dachte ich, schien echt Ahnung zu haben. Und das, obgleich sie mir nur von Amts wegen zugewiesen worden

war. Und auch die Afrikaner ihre Pflichtverteidiger hatten, die unter Anwälten aber meist nicht zur ersten Garde gehörten. Ganz anders meine, eine Einäugige unter Blinden, wie sie unter Juristen höchst selten vorkamen. Wahrscheinlich hatte meine Verteidigerin noch Ehrgeiz, wollte weiterkommen, obgleich das, was Anwälte studierten, ja längst ein Massenfach war. Und es längst mehr arbeitslose Anwälte als Kneipen, Taxis und Dönerläden zusammen gab. Wobei man getrost darüber nachdenken konnte, was die Menschheit mehr benötigte: Anwälte oder Dönerläden?

Wir hatten die Afrikaner kennengelernt, ohne zu wissen, wie sie hießen. Doch selbst wenn wir die Namen gewusst hätten, hätte uns das wenig genützt, da die meisten eh keine Papiere hatten und sich mit abenteuerlichen Geschichten durchs Leben schlugen. Oft kannten sie weder ihre Herkunft noch ihr Geburtsdatum. Viele wollten das auch gar nicht wissen. Denn damit hätte sie die Ausländerbehörde viel leichter abschieben können. Viele Migranten gaben daher an, sie hätten ihre Pässe auf der Flucht verloren, was aber nur selten für die mitgeführten Handys galt. Die gingen komischerweise nie verloren. Mit den Afrikanern hatten wir Dinge ausgehandelt, die viele meiner Altersgenossen wohl nur aus dem Fernsehen kennen und hier niemandem zur Nachahmung empfohlen seien. Und doch stammte das Paket mit den Kokskügelchen, das die Polizei im Pausenhof der Gesamtschule fand, nicht von mir. Jedenfalls

gelang es meiner Verteidigerin, das Gericht davon zu überzeugen. So dass sie am Ende selbst dran glaubte. Obgleich der Stoff natürlich doch von mir stammte. Ihr Mandant hätte nur indirekt damit zu tun gehabt, ließ sie verlautbaren und den Staatsanwalt ziemlich alt aussehen. Ihr Mandant sei selbst ein Opfer, jemand, der auf skrupellose Drogendealer hereingefallen sei. Das hätten die Zeugenvernehmungen so ergeben. Was am Ende offenbar auch der Richter für plausibel genug hielt, um Gnade vor Recht ergehen zu lassen. Dabei hatte meine Verteidigerin ordentlich auf die Tränendüse gedrückt, von meiner schlimmen Kindheit und dem üblichen Blabla gefaselt, dank dessen Typen meines jugendlichen Kalibers immer wieder eine Chance bekamen und sich insgeheim darüber kaputt lachten, wie easy es doch war, die Justiz an der Nase herumzuführen. In der Mittelhirnregion des Richters schien meine Verteidigerin genau jene Synapsen getroffen zu haben, die sein Gutmenschenbild zusammenhielten. Täter waren demnach immer auch Opfer, wussten wir ja alle, und dass meist auch die böse, böse Gesellschaft an allem schuld war, was sich in ihren Reihen so zutrug. Ich jedenfalls war froh über das milde Urteil, hätte mich aber auch mit ein paar Monaten Knast arrangieren können. Denn schlimmer als der Knast war meist nur die Angst davor. Auch wenn ich niemandem empfehlen kann, ausgerechnet dort seine Zeit zu verbringen. Und um bei der Wahrheit zu bleiben: Das Paket mit den Kügelchen sollte unauffällig *ich* und sonst

niemand unter den Büschen deponieren. Und dafür dreihundert Euro kassieren. Als Transportlohn und Schweigegeld. So war es abgemacht. Eigentlich nur ein Taschengeld, wenn man bedenkt, um welche Summen es bei Drogengeschäften sonst so ging. Die Staatsanwaltschaft hatte den Schwarzmarktwert des Drogenpakets auf mehrere Tausend Euro geschätzt. Das tun die Staatsanwälte immer, um die Einnahmen für die Staatskasse zu erhöhen. Denn wer mit dem Zeug erwischt wurde, musste immer auch den Straßenverkaufswert erstatten. Es wurde einfach geschätzt, wie viel jemand mit Koks, Amphetaminen oder sonst was verdient hatte. Und durfte die Summe dann brav an den Staat zurückzahlen. Als Buße und zur Abschreckung. Drogenfahnder waren den Afrikanern dicht auf den Fersen gewesen. Am Ende ließen sie an der Gesamtschule gleich einen ganzen Dealerring hochgehen. Und jemanden aus der Parallelklasse als Haupttäter verhaften. Der war schon wegen anderer Sachen aktenkundig geworden. Und hat dann vier Jahre gekriegt. Irgendwer hatte die anderen verpfiffen. Und dennoch: Der Knast sollte mir erspart bleiben, vorerst. Die paar Monate Untersuchungshaft hätten ihre erzieherische Wirkung ja wohl kaum verfehlt, meinte der Richter fast väterlich. Und außerdem sei ich ja noch nicht lange volljährig, da wolle er mal nicht so sein. Es klang wohlwollend, fast beschwörend, wie er das so sagte. So als wolle er mir die allerletzte Chance geben, derer ich schon so viele bekommen hatte. Mit väterlicher Geste beugte sich der Richter zu mir

herunter. Und redete einem ins Gewissen, das er selbstredend bei mir voraussetzte. All meiner kleinkriminellen Vorgeschichten zum Trotz, die auch in der Akte standen. Schon komisch, dass es in diesem Beruf noch Leute gab, die immer an das Gute im Menschen glaubten, dachte ich. Obgleich sie fast den ganzen Tag von Kleinganoven meines Kalibers umgeben waren.

Ich fühlte mich unwohl. Auf der Anklagebank und im Untersuchungsgefängnis sowieso. Monate hatte ich dort zugebracht, Monate, die mir wie Jahre vorgekommen waren. Meine Gedanken schweiften umher. Vorsichtig lugte ich auf den Stapel Akten, den meine Verteidigerin mitgebracht hatte. Es waren viele Akten. Und eine ganz besonders dicke, weil darin minutiös meine Vergangenheit dokumentiert war; fast eine Drehbuchvorlage für einen abendfüllenden Spielfilm mit realem Hintergrund; sogar Wortprotokolle fanden sich darin, die die Kripo von Telefonmitschnitten gemacht hatte. Die Beamten hatten es sich nicht nehmen lassen, wochenlang mit richterlicher Genehmigung mein Handy abzuhören. Und damit ein Bewegungsprofil zu erstellen. Also um herauszukriegen, wo ich ungefähr wann, wo und bei wem gewesen war. Ja, der Eindruck stimmte. Die Polizei hatte mich schon seit langem im Visier gehabt. Und doch war ich jemand, der sich von den ganz schweren Jungs immer hatte fernhalten können. Was mir wahrscheinlich den Dauerknast erspart hat. Bisher. Gleichwohl nicht sicher war, ob ich wirklich zum letzten Mal auf der

Anklagebank gesessen hatte. Die Verteidigerin lächelte mir vielsagend, fast verständnisvoll zu. Sie sei Referendarin, hatte sie mir erklärt. Eine, die gerade von der Uni kam. Und sich nun für wenig Kohle die ersten Sporen verdiente. Etwa, indem sie Termine wie den heutigen wahrnahm. Soviel hatte ich noch behalten. Der Richter begründete sein Urteil, das mich auf eine bessere, wollte sagen: weniger kriminelle Bahn lenken sollte. Viel spannender jedoch fand ich in diesem Moment das Tattoo mit dem Krokodilskopf, das mir ein albanischer Zellennachbar während der Untersuchungshaft in den Unterarm genadelt hatte. Und das ich mir selbstverliebt anschaute, während der Richter redete und redete; es war ein mehrzackiges Muster mit der vielsagenden Aufschrift „Son of Devil“, das auf meinem Unterarm prangte. Der Albaner mochte draußen ein Arschloch sein, übergewichtig und durch sein Imponiergehabe ziemlich aufgeblasen dahergekommen sein. Doch im Knast war er ein Künstler. Indes ich Zweifel habe, ob das alles stimmte, was er mir da von seinen Geschäften in Italien und sonst wo erzählt hatte. Nett fand ich es ja, dass ich mir die Mustervorlage für das Tattoo gleich selbst aussuchen konnte. Seine Zelle hatte der Albaner von oben bis unten mit Tattoo-Motiven zugehängt. Von martialisch über lustig bis ordinär war alles dabei. Wie kaum ein anderer konnte der Albaner die Brüste junger Frauen auf die Haut stechen. So rund und prall, wie sie in der Wirklichkeit wohl nur selten vorkommen. Auch wenn uns die bunte Internetwelt in dieser Hinsicht gerne etwas anderes vorgaukelte. Wer nur

einmal mit einem Mädchen geschlafen hat, der wusste, dass die meisten Riesenprobleme mit ihren Brüsten hatten. Den einen waren sie zu groß, den anderen zu klein, meist zu hängend und nur ganz selten waren die Mädels zufrieden mit dem, was ihnen die Natur gegeben hat. Draußen hatte der Albaner ein Tattoo-Studio gehabt, das nun seine Brüder betrieben. Ihm drohte eine mehrjährige Haftstrafe, unter anderem wegen Autodiebstahls, räuberischer Erpressung und schwerer Körperverletzung. Angeblich war meine Pflichtverteidigerin auch tätowiert, hatte mir der Albaner gesteckt, der angab, sie persönlich zu kennen; ein Arschgeweih sollte sie tragen, das dezent von der schwarzen Anwaltsrobe verdeckt wurde. Wie die Frau wohl unter dem schwarzen Fummel aussieht? Das hatte ich mich schon öfters gefragt. Früher war die Verteidigerin mal als Praktikantin in der Jugendstrafanstalt gewesen; und ist dort gerne bauchfrei über die Gänge geschlendert, hatten mir Mitgefangene erzählt. Eine Augenweide sei sie gewesen, ein lebendiges Surrogat für jene, die ihre Zelle von oben bis unten mit nackten Mädchen zukleistern, um wenigstens den Anschein zu erwecken, als würde das Leben da draußen auch hier drinnen stattfinden. Irgendwann habe ich die Verteidigerin dann gefragt, warum sie den schwarzen Fummel überhaupt anhatte. Und dass sie einen, na ja, geilen Arsch habe, ohne dabei rot zu werden. – Dass das etwas mit Tradition zu tun habe, hatte mir die Verteidigerin daraufhin erklärt, ebenfalls ohne rot zu werden.

Und dass der Fummel eine Robe sei. Und dass Gefangene in anderen Haftanstalten die Roben anfertigen würden; sich also Richter und Staatsanwälte von denjenigen die Arbeitsklamotten schneidern ließen, die sie dann für Jahre hinter Gittern bringen. Und sie, die Verteidigerin, eben auch solche Sachen trüge, um genau das zu verhindern.

Ich gähnte. Die Nacht zuvor war kurz gewesen. Mitgefangene hatten Matratzen angezündet. Mal wieder. Aus Protest über zu wenig Freigang. Und die kurzen Besuchszeiten. Und wegen der miesen Verpflegung. Ein Dauerbrenner in vielen Knästen. Allein die plastikverpackte Teewurst und Kannen voll lauem Hagebuttentee hatten das Fass irgendwann zum Überlaufen gebracht. Die gab es seit Monaten, nur weil sich ein Bediensteter beim Großeinkauf vertan hatte. Und die zentnerweise angelieferten Vorräte an Teewurst und Hagebuttentee irgendwie weg mussten, bevor der Landesrechnungshof davon Wind bekam, was die Gefangenen überhaupt nicht witzig fanden. Die Anstaltsleitung hatte das Problem auf die für sie typische Art gelöst. Nämlich gar nicht. Und damit das nächtliche Tohuwabohu mit Geschrei und Schaum aus Feuerlöschern mit ausgelöst. Erst nach Stunden war der Zwergenaufstand, auch unter Mitwirkung des evangelischen Anstaltspfarrers, einem Klugscheißer mit Glatze und Brille beendet worden; und der Gefängnisdirektor wohl mal wieder um eine Erfahrung reicher.

Auf der Fahrt zum Gericht befand ich mich noch im Halbschlaf, weil ich weder duschen noch hatte frühstücken können. Und meine Zelle nur über ein Waschbecken mit Kaltwasseranschluss verfügte. Und doch sollte dieser Tag mein Glückstag werden. Denn mit den Sozialstunden war ich am Ende besser weg gekommen als gedacht. Die Stunden würden mit den Monaten in der Untersuchungshaft verrechnet werden, verkündete mir die Verteidigerin stolz. Stolz, weil sie sich das Ergebnis der Verhandlung auf die eigene Fahne schrieb. Was auch daran lag, dass sie den Richter fortwährend wie eine deckbereite Henne begluckt hatte. Es gab im Knast sogar Gerüchte, dass die beiden sich privat ganz gut kannten. Dessen ungeachtet hätte ich so einen wie den Richter gern als Vater gehabt, dachte ich mir, während der seinem eigenen Monolog lauschte, der zwar mich betraf, aber kaum interessierte. Irgendwie war mir der Vorsitzende sogar sympathisch. Wohl auch, weil er mir das Gefühl vermittelte, ein Mensch zu sein, und kein Objekt, das man bei Belieben anwählen konnte, wie es mein Erzeuger seit Jahren praktizierte. Indes tangierte mich das Gesülze des Herrn da vorne nur insoweit, als ich selbst darin auftauchte und sich erstmals jemand richtig für mich zu interessieren schien. Ungeachtet seiner Machtstellung, die ihm das Recht gab, über mich zu urteilen, spürte ich intuitiv, dass der Richter keiner von diesen Typen war, wie sie meine Mutter meist anschleppte. Solche, die sich als Väter aufspielten, obgleich sie selbst noch halbe Kinder

waren. Das meinte kürzlich auch meine Oma Mathilda. Was prompt zu einem Riesenkrach mit Mutter geführt hatte. Denn das Wenige, das Oma Mathilda an Verbalem von sich gab, war meist gut durchdacht und brachte die Dinge auf den Punkt. Jeder in unserem Kiez wusste das. Also dass sie kaum so viel Dünnschiss laberte, wie die anderen Frauen bei uns. Indes ich meiner Mutter nur eine Teilschuld daran gebe, dass ihre Bumsbeziehungen meist schneller endeten als sie begonnen hatten. Mein Erzeuger hatte sich aus dem Staub gemacht, als ich kurz vor der Einschulung stand. Ohne dass Mutter gewusst hätte, wie sie mir von dem kargen Lohn als Verkäuferin eine Schultüte, Monatskarten, Schreibzeug, Bücher und all das andere Zeug hätte kaufen sollen. Auch das steht irgendwo in meiner Akte geschrieben. Weil die Ermittler natürlich auch mit Mutter gesprochen hatten, bevor überhaupt zum ersten Mal eine solche über mich angefertigt wurde. Mein Erzeuger hatte sich mit Aktien verspekuliert, binnen Tagen sämtliche Ersparnisse in den Sand gesetzt und lebte seither auf Madeira, von wo er mir manchmal Fotos mailte. Einer geregelten Arbeit ging er schon lange nicht mehr nach. Was vielleicht auch daran lag, dass seine neue Frau gut betucht war, ihn aushielt und froh war, jemanden Haus zu haben. Einen Versager von Mann, der den ganzen Tag um sie herum turtelte und finanziell von ihr abhängig war. Manche Frauen waren tatsächlich so gepolt, dass ihnen Sicherheit über alles ging. Auch wenn sie diese anderweitig und vor allem billiger haben könnten als

ausgerechnet durch den vermeintlich sicheren Hafen einer Ehe. Ja, der Eindruck stimmte. Die Beziehung meiner Eltern hatte immer etwas Surreales, fast schon Kafkaeskes gehabt. Wobei ich mir gerade nicht sicher bin, ob das der richtige Ausdruck für das ist, was sich zwischen meinen Eltern so alles abgespielt hat. Als sie sich kennen lernten, nahm das Unglück seinen Lauf. Denn das Ergebnis bin bis heute ich, Mirko Störmann, ein bei vielen verschriener Asi aus der Hellersdorfer Plattenbausiedlung. Jemand, von dem wohl kaum wer annahm, dass er nicht in direkter Linie von einer Schimpansenfamilie abstammte. Wobei das mit den Schimpansen eigentlich ein schlechter Vergleich war, denn bekanntlich zählten die Schimpansen nach den Delphinen und Hunden zu den intelligentesten Tieren überhaupt. Das, was meinen Erzeuger anfangs so an meiner Mutter angezogen hatte, erwies sich im Laufe ihrer Ehe als ausgesprochen hinderlich. Mutter nahm die Dinge des Lebens wie sie waren, wozu leider auch ihre unausrottbare Präferenz für Süßes in Kombination mit Hochprozentigem gehörte. Und was mein Erzeuger anfangs noch toleriert, dann aber immer mehr zum Anlass für seinen geordneten Rückzug aus unserer Familie genommen hatte. Was ich ihm nur deshalb verüble, weil er die Rechnung ohne mich, seinen Sohn gemacht hatte. Quasi über Nacht war mein Erzeuger bei uns ausgezogen. Zu seiner Neuen, die unten schon mit einem Kombi wartete, worin sie seine wenigen Habseligkeiten verpackten, bevor sie sich aus dem Staub

machten wie Bonny und Clyde. Derweil ich oben in meinem Kinderpyjama stand und fassungslos mit ansehen musste, wie sich mein Papa auf und davon schlich. Schon am nächsten Tag war bei uns alles anders. Und ich nunmehr auf mich allein gestellt. Denn Mutter war, wie immer, mit vielem überfordert. Was nicht daran, lag, dass sie es nur bis zur Kantinenangestellten gebracht hatte. Sondern daran, dass sie sich ihr eindimensionales Weltbild meist aus Kitschromanen und dem immer neuesten Reader`s Digest, ihrem Lieblingsmagazin zusammenzimmerte. Und was sie kaum in die Lage versetzte, jenseits der Trampelpfade meines Erzeugers eigene Wege zu gehen.

Kaum war der aus dem Haus, suchte ich nach Wegen, um mein angekratztes Ego auf Vordermann zu bringen. Zumindest bildete ich mir lange Zeit ein, dass ich das täte. Auf diese Weise kam ich zum Klauen und beging meine ersten Kaufhausdiebstähle. Da war ich neun. Um meinen Klassenkameraden zu imponieren, die von Haus aus genau das Spielzeug bekamen, von dem ich immer nur träumen konnte. Playmobil, die immer neuesten Legowelten und später dann eine Spielkonsole, auf der es gar nicht gewalttätig genug zugehen konnte, obgleich ich selber mich noch nie geprügelt habe. Ich mochte einfach das Geballere mit den virtuellen Maschinengewehren und die martialischen Figuren, die sich per

Joystick umlegen und per Returntaste wieder von den Toten auferstehen ließen.

Ich wurde älter. Und die Paragraphen des Strafgesetzbuches mir schon bald so vertraut wie anderen Leuten die Bibel oder der Koran. Was folgte, waren Autoaufbrüche, geklaute Mofas und der Handel mit illegal gebrannten Tonträgern. Hätte die Polizei auch davon Wind gekriegt, wäre ich wohl kaum mit einer Bewährungsstrafe davon gekommen. Irgendwann kamen die ersten Betrügereien über das Internet. Bei denen die Polizei allerdings schneller ermittelte als einkalkuliert. Denn nur wenige Tage nach der Internetgeschichte traf ich bei uns im Wohnzimmer auf zwei freundliche Zivilfahnder. Die sich beide, der eine rauchend, in unseren abgewetzten Ledersesseln herum lümmelten. Komisch war, dass die Beamten Mutter gegenüber den „fehlenden Vater“ monierten und genau in den Sesseln saßen, die der bei uns hinterlassen hatte. Er hatte sie dagelassen und nie wieder danach gefragt. Vielleicht als symbolischen Ausgleich für die später nur sporadisch eingehenden Unterhaltszahlungen. „Kommse mit“, lautete die unmissverständliche Aufforderung der Beamten, bevor sie mir Handschellen anlegten. Und mich unsanft durch die Wohnungstür schoben. Im Rücken spürte ich die schwarzen Augenringe meiner Mutter, die diesmal ausnahmsweise nicht vom Alkohol herrührten. Aus dem siebten Stock unserer halbsanierten Platte wurde ich abgeführt; das Treppenhaus

herunter, vorbei an zugemüllten Grünanlagen und rüber zum Parkplatz, von wo gerade die Nachbarn von der Arbeit kamen. Als ich erstmals mit stählernem Kettchen zwischen den Handgelenken auf der Rückbank des Polizeiautos Platz nehmen musste. Ich war zuvor gerade vom Sportunterricht gekommen. Und hatte nicht damit gerechnet, dass alles so schnell gehen, ja dass sie mich so schnell ans Schlafittchen kriegen würden. Zuvor hatten sich die Beamten in meinem Zimmer umgeschaut. Und dort vieles gefunden, was mir nicht gehörte. Konsolen, ausgebaute Navis und Smartphones, schöne Dinge, die ich verkaufen sollte, um mir mit meinen Lieferanten den Gewinn zu teilen. Irgendeiner musste der Polizei einen Tipp gegeben haben. Was dazu führte, dass ich mal wieder aktenkundig wurde. Und das nicht zum letzten Mal. Es folgten weitere Straftaten. Mit der Folge, dass der Judikative irgendwann dann doch der Geduldsfaden riss. Und ich kurz vor den Herbstferien im Jugendarrest landete. Die vier Wochen Kinderknast mit Rasenmähen und Katzenklo reinigen, jawohl es gab dort Katzen, die wir reihum wie in der Whiskas-Werbung bemutterten, wären eigentlich heilsam gewesen. Wäre mir da nicht die Sache mit den Kokskügelchen dazwischen gekommen. Und das verlockende Angebot, schnell und unauffällig drei große grüne Scheine zu verdienen.

2:

Es war kühl. Und es regnete. Wie fast immer um diese Jahreszeit. Wenn das Laub die Gehwege in Rutschbahnen verwandelt. Und sich im Radio die Meldungen über Staus und Unfälle mehren. Um diese Jahreszeit ist der Himmel meist so grau, dass er sich kaum von den grauen Fassaden der Hellersdorfer Plattenbausiedlungen unterscheidet, wo wir wohnten. In Hellersdorf bin ich zwar nicht geboren aber groß geworden. Früher hätten sich viele Leute um eine Wohnung in den grauen Blocks noch bewerben müssen, erzählte Mutter immer gerne. Fast wie einen Lottogewinn hätten es junge Familien gefeiert, wenn sie den Zuschlag von der kommunalen Wohnungsverwaltung bekamen. Fast nostalgisch und in immer neuen Versionen wurde Mutter nicht müde, davon zu erzählen. Von den Wohnungen mit Warmwasser, Zentralheizung und noch vielem mehr. Das galt in ihrer Jugend fast schon als postmodern. Wobei Mutter das Gewesene gern pauschal mit allem Guten verband, in dem das Schlechte keinen Platz hatte. Und die bunten Maiaufmärsche der Arbeiterklasse fast so lustig waren wie der Kölner Karneval. Obgleich wir den beide nur aus dem Fernsehen kannten. Und dennoch. Mutter konnte nicht davon lassen, von ihr zu schwärmen. Von der guten alten Zeit. Als die Mauer noch stand. Und das Leben so leicht schien, dass jede Erinnerung an das Negative einfach ausgeblendet wurde. Das Gewesene, die künstlich vergoldete Vergangenheit

war das Flickwerk, das ihren Alltag zusammenhielt. Besonders dann, wenn sie mal wieder ihr Halbliterweizenglas Kakao mit Amaretto und Sahne aus der Sprühdose intus hatte. Dieses kegelförmige, wahrscheinlich in Bayern erfundene Glas hatte den Vorteil, dass es nicht so leicht umfiel und man sich daran festhalten konnte, wie an einer stählernen Stange im fahrenden Bus, ohne Gefahr zu laufen, das Gleichgewicht zu verlieren. Wobei die Übergänge vom Nostalgischen zur Melancholie, von Larmoyanz zum Wunsch nach Selbstzerstörung bei Mutter fast fließend waren. Was wohl auch daran lag, dass das Halbliterweizenglas bei ihr meist zu zwei Drittel mit Amaretto und nur zu einem Drittel mit Kakao gefüllt war. Derweil die übrigen Amaretto-Flaschen im Kühlschrank nur darauf warteten, die Schluckreflexe einer durchgeknallten Enddreißigerin am Laufen zu halten. Mutters Stimmungslage glich in solchen Momenten einer Musikkassette, die sich nach Belieben vor- und zurückspulen lässt. Und das Vergangene per Rücktaste in die Gegenwart katapultiert. Seit geraumer Zeit nervte sie mit ihren Allüren auch einen Psychiater, den die Kasse bezahlte und ohne den aus dem Einliterweizenglas wohl längst ein Ganzliterkrug geworden wäre – pro Tag, wohl gemerkt. Und dennoch, ich wusste, dass es Mutter nicht immer leicht gehabt hatte, was man ihr fairerweise zu Gute halten musste. Mit sich selbst, dem Alten und vor allem mit ihren wechselnden Bettbekanntschaften. Von denen viele meist vielversprechend begannen. Bevor sie oft schon nach Wochen,

manchmal Tagen wieder Schnee von gestern waren. Mutters Launen glichen dann einem Oszillator, bei dem die giftgrünen Schwingungen auf dem Bildschirm mal nach oben und mal nach unten ausschlugen. Je nachdem, mit wie viel Saft sich die Platine gerade unter Spannung befand. Besonders dann, wenn sie frisch verknallt war, gerierte sich Mutter wie eine Sechsjährige, die gerade dabei war, einen Scheiß nach dem anderen aus ihrer bunten Schultüte zu ziehen. In dieser Hinsicht war sie fast so beknackt wie Vanessa von nebenan, die gerade fünfzehn geworden war und sich heimlich mit Typen aus dem Internet traf. Und mir in schillerndsten Farben von ihren Dates auf Parkplätzen und Friedhöfen erzählte. Ach ja, und dass ich von solchen Dingen ja eh keine Ahnung hätte und sie sich mit mir nur deshalb unterhalten würde, weil die anderen Jungs in meinem Alter noch bekloppter seien als ich. Aber dass sie mich trotzdem ganz süß fände.

Wie geil es jetzt wäre, in Italien zu sein, dachte ich. Während ich aus dem Fenster des Zugabteils starrte. Und den Regentropfen dabei zusah, wie sie im Fahrtwind von rechts nach links getrieben wurden. Bei meiner Entlassung aus der Untersuchungshaft waren wir im Wagen meiner Verteidigerin direkt zum Bahnhof gefahren, wo sie mich ablud, wohl ohne zu ahnen, dass es der Beginn eines großen Abenteuers war. Der Zug fuhr nach Norden. Weit weg von Berlin, durch die Provinz in die Großstadt und von dort wieder in die Provinz auf eine

Insel in der Nordsee, nach Helgoland. Trefflicher wäre es gewesen, vom Arsch der Welt zu sprechen, wie ein Mitgefangener meinte. Der hatte behauptet, diese Insel gut zu kennen. Was ich ihm aber nicht geglaubt habe. Wie so vieles nicht, was Mitgefangene gern von sich und anderen erzählen. Der Knast war ein Ort, wo Tagträumereien und Imponiergehabe an der Tagesordnung waren; jeder Gefangene ein Experte für was auch immer und natürlich unschuldig einsitzend. Eine skurrile, verlogene Welt, die nach ihren eigenen Gesetzen funktionierte. Das hatte ich schnell kapiert. Und war umso erleichterter, dort wieder raus zu sein. Verbunden mit dem Vorsatz, nie wieder einzufahren, wie es im Gefangenenjargon heißt. Und doch fühlte ich mich mit der Knasterfahrung auf seltsame Weise erwachsener. So als ob das, was nun kommen würde, mir kaum mehr etwas anhaben könnte.

In wenigen Stunden würde der Zug Hamburg erreichen. Von dort sollte ich die S-Bahn nehmen. So hatte es mir die Dame vom Jugendamt am Telefon erklärt; bis zu den Landungsbrücken auf Sankt Pauli. Und dort in das Schiff einsteigen, das mich auf diese Insel bringen würde. Ich sollte meine Sozialstunden in einer Klinik für Parkinsonkranke absolvieren. Das sei eine Nervenkrankheit, die man nicht heilen, nur lindern könne, hatte mir die Verteidigerin erklärt. Und dass ich dabei helfen solle. Indem ich den Pflegern zur Hand ginge, Essen hole, Wäsche wegbringe und die Kranken hin und

wieder im Rollstuhl über die Insel zu den Klippen schob, sie sich noch ein wenig selbst spüren ließ, bevor das, was sie als Leben bezeichneten, zu Ende ging. Und das mitten in der Nordsee, weit weg von Hellersdorf. So hatten es der Richter, die Verteidigerin und die Dame vom Jugendamt fast fürsorglich für mich geplant. Obgleich die Zeit in der Klinik ja eigentlich so eine Art Strafe sein sollte. Ich bekäme in der Klinik ein Zimmer und Essen aus der Kantine. Und nein, dass sie mich nicht nach Helgoland begleiten könne, obgleich ich die Verteidigerin mehrfach deswegen gelöchert hatte.

Als ich Kind war, haben Mutter, ich und einer ihrer Lover mal Urlaub in Italien gemacht. Pasta, Sonne und blaues Meer. Und jeden Tag Vanilleeis mit Blaubeersauce. An diese Koordinaten des zweiwöchigen Aufenthalts im Süden erinnerte ich mich noch gut. Auch wenn es Jahre her war. Denn es war überhaupt das erste Mal gewesen, dass wir Urlaub gemacht und obendrein noch das Meer gesehen hatten. Danach nie wieder. Was auch daran lag, dass Mutter immer neue Liebschaften hatte. Aber keiner von denen Urlaub am Meer machen wollte. Oder zumindest nicht bereit war, dafür Geld auszugeben. Mit der Konsequenz, dass sich Mutter immer neue Lover suchte. In der trügerischen Hoffnung, irgendwann den „Richtigen“ zu finden. Was ihr bis heute nicht gelungen ist. Meine und Mutters Welt, das war von jeher das Grau-Grau unserer Hellersdorfer Plattenbausiedung, wo wir wohnten, nachdem uns der Alte

verlassen hatte. Der Discounter, der früher ein Konsum war, die Straßenbahn und die zugekackten Buddelkästen auf dem Spielplatz unweit der S-Bahntrasse, weil die Leute ihre Hunde nicht anleinten. Und nicht zu vergessen die mageren Gestalten, die sich rund um das katholische Sozialzentrum Tag für Tag ihr Essen zusammenschnorrten. Das Zentrum war aus Spendenmitteln errichtet worden und wurde von katholischen Nonnen geleitet, die alles Mögliche versuchten, um die meist hausgemachten Probleme bei uns in den Griff zu kriegen. Auch wenn ihnen das nur selten gelang. Noch immer und wahrscheinlich nicht ganz zu Unrecht galten bestimmte Gegenden von Hellersdorf als die asigsten weit und breit. Ich bin auch ein paar Mal bei den Nonnen gewesen, also immer dann, wenn ich mal wieder weder Bock auf Schule noch auf sonst was hatte. Und ich werde wohl nie die große gläserne Kanne Tee vergessen, die immer auf dem Tresen im Foyer stand und auch ohne Zucker wunderbar nach Kaugummi schmeckte. Und dass die Nonnen echt nett zu uns waren, sogar abends das „Spiel des Lebens“ mit uns spielten, bei dem ich einmal als Millionär, dann als einsitzender Betrüger und am Ende als Mordopfer aus dem Rennen fiel. Was komischerweise immer von Zufällen abhing, die man überhaupt nicht beeinflussen konnte, eben wie im wahren Leben. Die S-Bahnstation, wo sich das Jugendzentrum befand, hieß früher anders. Und wurde irgendwann nach einem schwedischen Diplomaten benannt, der im zweiten Weltkrieg Juden vor der

Deportation nach Auschwitz gerettet hatte. Dieser schwedische Diplomat beziehungsweise die nach ihm benannte S-Bahnstation und das ganze Umfeld drum herum waren Teil meiner Welt. Von der ich bis dato nur wenig gesehen hatte. Afrikaner, Türken, Italiener und vielleicht noch ein bisschen von Kaulsdorf, unserem Nachbarbezirk. Nicht viel, wenn man bedenkt, wie viele Leute heutzutage schon für kleines Geld nach Domrep jetten, darunter auch Mitschüler, die in der Wahrnehmung von Polizei, Jugendamt und besorgten Eltern mindestens so asi waren wie ich. Nach Jahren sollte es nun wieder ans Meer gehen, diesmal auf diese mir bis dato unbekannte Insel mit den Sandsteinfelsen, wo zwischen überwucherten Weltkriegs-Trümmern Schafe und Ziegen grasten. Und wo es auf engstem Raum angeblich mehr Vögel gab als irgendwo anders auf der Welt. Das und noch vieles mehr habe ich mir angelesen und dabei zehn Mal mehr gelernt, als in vier Jahren Gesamtschule. Dessen ungeachtet schien das Bild, das meine Lehrer von mir hatten, in Stein gemeißelt. Für die meisten war ich ein gewöhnlicher Asi, ein Kind mit Knasterfahrung und kaputtem Elternhaus.